

Kunst – Kultur – Politik

Dykes im Kopfsteinpflaster-Kreuzberg

Carolyn Gammon im Gespräch mit Katharina Oguntoye,

Redaktion: Susann Kaiser

Katharina Oguntoye ist Historikerin und hat die feministische und afro-deutsche Bewegungen maßgebend mitgeprägt, unter anderem als eine der Herausgeberinnen und Autorin des Buches Farbe bekennen: Afro-Deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte (1986) und als Gründungsmitglied der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland und von ADEFRA (Afro-deutsche Frauen- und Lesbengruppe). Sie ist auch die Autorin des Buchs Schwarze Wurzeln, Afro-deutsche Familiengeschichten von 1884 bis 1950, das im Orlanda Verlag neu erschienen ist. Seit 1983 ist sie Aktivistin in der Frauen-/Lesbenbewegung und seit 1996 ist sie Leiterin des von ihr mitbegründeten Vereins Joliba – Interkulturelles Netzwerk in Berlin e. V. (www.joliba.de). 2020 erhielt sie den Berliner Preis für Lesbische Sichtbarkeit.*

Carolyn Gammon, Kanadierin, lebt seit 1991 in Berlin. In Kanada half sie bei der Gründung der Lesbian Studies, veröffentlichte einen Gedichtband mit dem Titel Lesbians Ignited. Ihre aktivistische Arbeit setzte sie in Deutschland mit der Berliner Lesbenwoche fort. Sie arbeitet als Reiseleiterin für das jüdische Berlin und hat Bücher mit Holocaust-Überlebenden verfasst: Johanna Krause – Zweimal verfolgt. Eine Dresdner Jüdin erzählt und Das ungeschriebene Tagebuch des Israel Unger (beide im Metropol Verlag, Berlin, erschienen).

Susann Kaiser ist freie Autorin, Redakteurin und Übersetzerin.

Das folgende Gespräch für *Westberlin – ein sexuelles Porträt* fand im Januar 2021 in Berlin, Kreuzberg, zwischen Katharina Oguntoye und Carolyn Gammon statt, die seit drei Jahrzehnten ein Paar sind.

Katharina: West-Berlin, das war eine Insel – ein kulturelles, alternatives Paradies, umgeben von Stacheldraht. Das Geld saß woanders, vor allem in Frankfurt, aber hier gab es ja kaum Industrie. Also ließ man uns in Ruhe und ließ der Fantasie und Energie der Menschen freien Lauf. Und es gab unzählige kreative Menschen aller Art in der Stadt.

Ich war aus Heidelberg nach Berlin gekommen und hatte nach einem alternativen Lebensstil gesucht. Berlin umgab noch diese Aura von Marlene Dietrich und Claire Waldoff. Ich hatte damals noch gar nicht mein Coming-out, aber unbewusst habe ich schon danach gesucht. So sah das Panorama aus, das mich begrüßt hat, und in diesem Biotop bin ich dann aufgeblüht.

Ich habe in verschiedenen Kiezen gewohnt, bevor ich mich in Kreuzberg 36 niedergelassen habe. Zuerst landete ich mit einigen Leuten aus Heidelberg im anderen Kreuzberg, also in 61 in der Nostitzstraße. Das war weniger arm als 36, allerdings nicht so schick wie Charlottenburg oder Schöneberg. Ich war gerade dabei, mich zu outen und zog mit ein paar lesbischen Mitbewohnerinnen in den dritten Stock einer Wohnung in der Kirchstraße in Moabit. Da sah es auch noch ganz anders aus als heute, das ist ja mittlerweile eine total gehobene Wohngegend. Aber damals konnte man eine Wand zur nächsten Wohnung durchschlagen ohne es dem Vermieter zu sagen. Und das haben wir auch gemacht! Wir haben die Küche dahin verlegt, wo wir sie haben wollten, und in der Badezimmertür gab es ein Fenster und keinen Vorhang!

Südlich der Kirchstraße in Richtung Hansaviertel führte die »Bärenbrücke« über die Spree, die Moabiter Brücke mit den großen Bärenskulpturen. Meine Mitbewohnerinnen und ich sind sonntagsmorgens immer im nahgelegenen Rosengarten spazieren gegangen. Die Akademie der Künste mit ihren interessanten Veranstaltungen war gleich um die Ecke. Aber das Beste war das *Café Buchwald*, eine original Berliner Konditorei, in der man den besten Baumkuchen der Welt bekam, in diesen antiken Stühlen saß und wie die ganzen Rentnerinnen und Rentner ein Kännchen trank. Es war ein cooles Gefühl, Teil von etwas so Traditionellem zu sein. Dann gab es natürlich das Gefängnis Moabit in der anderen Richtung, von dem jeder wusste, dass es berühmt war, für Häftlinge wie Ernst Thälmann oder Andreas Baader. Ich habe etwa anderthalb Jahre in der Kirchstraße gewohnt, aber die Mitbewohnerin, in die ich verliebt war, hat nicht erkannt, was sie an mir hatte. Ich bin dann gegangen.

Als ich nach Kreuzberg 36 zog, war ich schon eine ganze Weile out. Ich besuchte die Frauenklasse der Schule für Erwachsene Bildung (SfE) am Mehringdamm auf dem zweiten Bildungsweg. Meine Mitschülerin Uli hörte, dass die Altbauwohnung über ihr frei wurde, in

der Sorauer Straße, einen Steinwurf vom Schlesischen Tor entfernt. Und da zog ich dann 1983 ein. Das Haus wurde in den 1860er Jahren gebaut und ist das, was man eine Mietskaserne nannte. 100 Jahre zuvor hätten hier die armen Berliner gewohnt, eine Großfamilie mit bis zu zwölf Leuten in Küche und Stube. Meine Wohnung umfasste zwei dieser »Küche/Stube«-Einheiten, und für 85 Quadratmeter habe ich 225 Mark Miete bezahlt. Hier wohnen wir heute noch – die Miete ist allerdings deutlich gestiegen! Wenn ich hinten raus aus meinem Fenster im vierten Stock schaute, konnte ich verschiedene Hinterhöfe mit den dazwischen liegenden kleineren Gartenhäusern sehen. Es sah aus wie auf dem Dorf. Und um das Landleben perfekt zu machen, gab es einen Hahn, der morgens beim Frühstück gekräht hat.

Carolyn: An den Hahn erinnere ich mich! Den gab es noch, als ich 1991 hierher kam!

Katharina: Na ja, das muss schon ein paar Hühnergenerationen später gewesen sein! Jedenfalls, wenn man vorne rausschaute, waren die Häuser damals noch gar nicht renoviert. WGs haben auf dem Gehweg Sonntagsfrühstück gemacht und Nachbar*innen haben miteinander geredet. Ich hatte zum Beispiel keine Waschmaschine und meine Nachbarin Uli hatte keine Dusche also habe ich meine Wäsche bei ihr gewaschen und sie kam zum Duschen nach oben. Oder ich machte Katzensitting für die Lesben im Hinterhaus. Die Bewohner*innen hier waren eine Mischung aus Lebenskünstler*innen, Senior*innen, Arbeiter*innen und Intellektuellen. Menschen hatten Interesse an einander. Das war das Besondere an West-Berlin. Kurz vor dem Fall der Mauer verschlechterte sich dann die wirtschaftliche Situation, die Arbeitslosigkeit stieg und stieg, und man sah mehr von der traurigen Seite der Stadt: die Drogen und den Alkohol. Menschen begingen Suizid, indem sie aus dem Fenster sprangen. Das alles gab es hier.

Ich hatte aber eine Ausbildung als MTA – medizinisch-technische Assistentin – und konnte immer Geld verdienen. Das machte einen entscheidenden Unterschied. Selbst mit einem kleinen Einkommen aus einem Nebenjob konnte man hier gut leben. Aber Kreuzberg war ein raues Pflaster. Viele Leute sind weggezogen, weil das Leben hier so hart und deprimierend sein konnte, aber als es dann in den 1990er Jahren wieder cool wurde, haben so einige ihren Weggang bereut!

Als ich einzog, kam Frau Kusch aus dem zweiten Stock nach oben und sagte: »Wir vertragen uns alle gut in diesem Haus. Aber Sie

müssen ihren Ascheimer vom Treppenabsatz nehmen«. Ich war nicht der Typ, der auf so etwas reagiert, und damals gab es keine Regeln, an die man sich halten musste. Frau Kusch meinte, der Ascheimer sei gefährlich, aber eigentlich wollte sie Kontakt aufnehmen. Leider war ich damals etwas schüchtern, und mir war nicht so bewusst, dass das eine unglaubliche Chance gewesen wäre, mit einer Person zu sprechen, die hier schon vor dem Krieg und vor der Bombardierung gelebt hat, als der Görlitzer Bahnhof noch stand. Als ich nach Kreuzberg kam, war der heutige Görlitzer Park ein überwuchertes, ungenutztes Grundstück. Das Gelände war unbebaut, es gehörte der DDR, die das Erbe der Reichsbahn angetreten hatte. Es gab eine Tunnelunterführung. Die habe ich oft benutzt, bis ich hörte, dass dort eine Frau überfallen worden war.

Carolyn: Als ich das erste Mal nach Kreuzberg kam, liebte ich einfach die ganze »Rauheit« des Viertels. Ich liebte die Gaslampen, die Graffiti, die Kohleöfen – ja, sogar deren Geruch. Wahrscheinlich bin ich der einzige Mensch, der den Geruch von Kohleöfen liebt! Aber vielleicht liebe ich ihn, weil ich damit die Zeit assoziiere, in der wir zusammengekommen sind ...

Katharina: Ich mag den Geruch von Kohleöfen auch!

Carolyn: In Kanada war alles viel moderner. Ich war schockiert, dass mir nicht bewusst war, was eine Zentralheizung ist, weil ich damit ganz selbstverständlich aufgewachsen bin. Bis ich in diese Wohnung kam und sah, dass man jeden Raum einzeln heizen musste. Und eine Tonne Kohlebriketts im Keller lagern und die Kohlenkiepen 88 Stufen hochtragen!

Katharina: Das lernt man in Berlin – dass man heizen muss, wenn man es warm haben will! Oder man muss den teuren Durchlauferhitzer aufdrehen, damit man warmes Wasser hat. In Westdeutschland war alles einfacher – für eine richtige Dusche kam das warme Wasser einfach aus dem Hahn. Ich kleidete mich damals nach der typischen Kreuzberger »Mode«. Es gab verschiedene Stile, je nachdem, wer man so war. Für Lesben war der androgyne Look angesagt. Also kleidete ich mich wie eine Abenteurerin mit Lederjacke und Stiefeln. Ich wollte aussehen wie eine Pilotin, die gerade aus einem Doppeldecker steigt! Meine Lieblingskneipe, oder man könnte auch sagen unser zweites »Zuhause«, war das *Die 2*, Ecke Motzstraße und Martin-Luther-Straße. Mittwochs, freitags und samstags war es obligatorisch, sich

dort blicken zu lassen. *Alle* waren da. Also alle, die für uns wichtig waren. Das *Pour Elle* gab es ja auch noch, aber das war eine ganz andere Szene dort. Unsere In-Szene traf sich im *Die 2*. Dort haben wir unser Leben gelebt und uns getroffen. Es war immer supervoll – es hieß sehen und gesehen werden. Wir haben getanzt und getanzt. Während auf der kleinen Tanzfläche in der Mitte abgerockt wurde, saßen die Freundinnen etwas erhöht drumherum, hinter eine Balustrade. Ich habe mich immer gerne unterhalten, weil ich mich nicht wohlfühle, wenn ich nur so herumstehe, aber es war so laut, dass man schreien musste. Was wir zu sagen hatten, war natürlich alles wahn-sinnig wichtig und spannend!

Ich hatte eine Reihe von Affären, kurze Affären. Naja, wie das so geht. Anschauen, flirten, und dann wie es in dem alten Lied *Unter den Linden* heißt: »Schwupps, da ist sie schon dein Schatz«. Es war kein Problem, eine Freundin zu finden, aber es war ein Problem, meine Erwartungen zu erfüllen. Ich war auf der Suche nach echten Gefühlen und nicht nur einer Affäre. Das Schicksal hielt keine echte Partnerin für mich bereit. Ich hatte alle halbe Jahre eine Freundin. Dass wir nicht zusammenpassten, zeigte sich dann immer rasch. Die letzte Liebelei dauerte nur noch einen Tag.

1984 kam Audre Lorde, die Schwarze amerikanische lesbische Dichterin, als Gastprofessorin an die Freie Universität, und meine Frauenklasse besuchte ihre Vorlesungen. Als Audre in mein Leben trat, hatte ich das Gefühl, die Welt sei ein einziges großes Feuerwerk! Es war irgendwie magisch, denn zu dieser Zeit war ich auf der Suche nach Führung, nach einer Person, die mich lehren konnte. In der Zeit hatte ich einen Traum, dass jemand Altes und Weises da sein würde. In meinem Traum sah diese Person nicht aus wie Audre, aber es war ein Zeichen für mich. Ich war sehr jung und unsicher, und zusammen mit Gloria Joseph wurde Audre eine wunderbare Mentorin, die mich in meinem Wachstum unterstützte, ohne mich zu sehr zu drängen, und die mich wissen ließ, dass sie Vertrauen in mich und meine Fähigkeiten hatte.

Audre hat die Idee vorangetrieben, ein Buch mit den afrodeutschen Frauen zu machen, und ich wurde gefragt, ob ich mitmachen möchte. Von 1984 bis -86 haben wir an *Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* gearbeitet, und als das Buch erschien, war dies der Beginn der Schwarzen Bewegung in Deutsch-

land. Die Community hat sich zusammengefunden. Ich habe die ISD, die Initiative Schwarzer Deutscher, und Adefra, die Afrodeutsche Frauengruppe, mitbegründet. Wir hatten nonstop irgendwelche Meetings, trafen uns auch in meiner Wohnung. Ich hatte allen gesagt, meine Wohnung sei nur für Frauen, und zack, da standen sie vor der Tür, mit Männern aus der Community im Schlepptau, um das erst mal zu testen. Natürlich habe ich sie reingelassen. In dieser Wohnung gab es wilde Adefra-Partys. Ich habe die Welt der neuen afrodeutschen Bewegung geliebt, aber sie war sehr hetero. Es gab ein paar schwule Männer, und einer von ihnen, Paul, wurde ein Freund fürs Leben. Aber mein lesbisches Leben fand getrennt davon in der feministischen Bewegung statt.

Audre Lorde kam jedes Jahr nach Berlin, und 1988 fragte sie uns, die wir an *Farbe bekennen* beteiligt waren, ob wir zur Feministischen Buchmesse in Montreal eingeladen werden wollten. Das war wahn-sinnig aufregend, als Rednerin zu einem internationalen Treffen eingeladen zu werden! Eine unglaubliche Aufgabe und Ehre. Und als ich 1988 dann zum ersten Mal nach Nordamerika kam, wollte ich sofort bleiben! Ich traf dich, Carolyn, und die Aktivistinnen aus Toronto und Montreal. Ich habe mich eigentlich nur noch gefragt: »Was zum Teufel soll ich in Deutschland?« Wenn es nicht diesen furchtbaren TOEFL-Test gegeben hätte, hätte ich mich für ein Stipendium in den USA oder Kanada beworben. In Deutschland lebte ich als Schwarze Person so isoliert. Nun fand ich mich in Montreal und New York in Schwarzen Kreisen wieder, und lesbische Kultur war überall. Wir hatten alle die gleichen Themen, und alle interessierten sich für den Kampf der Gleichberechtigung der Frauen.

Carolyn: Es ist verrückt – als du nach Nordamerika kamst, hast du es geliebt und wolltest bleiben, und ich hatte das gleiche Gefühl, als ich nach Deutschland kam und die feministische Lesbenszene hier entdeckte. Ich liebte es ... Und ich blieb!

Katharina: Ich fühlte mich total privilegiert, quasi Teil eines internationalen lesbischen Jetsets. Das war fabelhaft! Ich kannte Frauen, die nach Frankreich oder Australien oder in die USA reisten. Es war das Gefühl, Teil einer weltweiten Bewegung zu sein. Revolution war möglich. Der Gedanke, dass so viele Leute in allen Teilen der Welt an den gleichen Themen arbeiteten, hat uns gestärkt. Wir waren alle auf der gleichen Wellenlänge. Wir wollten die Gewalt gegen Frauen be-

enden und kämpften gegen Vergewaltigung, Pornos und Ausbeutung und für das Empowerment von Frauen und Lesben. Die Veränderungen hingen überall auf der Welt in der Luft, und wir waren bereit! Im Sommer 1988 fand dann nicht nur die dritte Internationale Feministische Buchmesse statt, sondern danach war ich auch beim Cross-Cultural Black Women's Studies Summer Institute in New York. Das waren zwei sehr lesbische Veranstaltungen, die meinen Aktivismus wirklich in den Fokus gesetzt haben und mir unendlich viel Energie gaben.

Die deutsche Geschichte wog schwer. Das Wissen um sie und die Verantwortung lasteten auf mir. Mir war schon als junge Frau bewusst, dass der Holocaust eines der größten Themen hier war. Ich habe mich immer sehr für Geschichte interessiert, und im deutschen Fernsehen habe ich viele Sendungen über den Holocaust gesehen, aber die liefen fast immer nach 22 Uhr. Ich war eine Nachteule und schaute diese Sendungen, aber da waren die ganzen berufstätigen Frühaufsteher schon im Bett. Als in der Gesellschaft langsam eine Diskussion über den Holocaust begann, hatte nur ein geringer Prozentsatz der Bevölkerung die Dokumentationen gesehen. Ich war gut informiert, dachte dann aber: Warum sollte man mit dieser schrecklichen Geschichte leben wollen? Aber mir war auch klar, dass ich mich im wunderschönen Kanada dann mit den dortigen Themen auseinandersetzen müsste – zum Beispiel mit dem Kampf der indigenen Völker. Ich wusste, dass ich mich letztlich mit meiner Herkunft und dem, womit ich aufgewachsen bin, auseinandersetzen musste. Das gab mir das Gefühl, dass Deutschland der richtige Ort ist, um meine Arbeit zu machen. Ich war mir auch bewusst, dass ich ein besonderes Talent für Rhetorik und das Schreiben habe, und das würde ich in einer anderen Sprache verlieren.

Carolyn: Wem sagst du das!

Katharina: Als du nach Berlin kamst, hattest du bereits ein gutes Stück Arbeit in Sachen Antisemitismus und Antirassismus hinter dir. Das war letztlich der Schlüssel. Die Leute, die ich hier getroffen habe, wollten sich nicht wirklich damit auseinandersetzen. Sie dachten, sie hätten es getan, aber das hatten sie nicht. Als ich ein Kind war, elf oder zwölf Jahre alt, dachte ich: »Okay, ich kann mit jedem Menschen befreundet sein – außer mit einem Rassisten.« Dann habe ich lernen müssen, dass ich auch mit Rassisten reden muss, weil es so

wenige Menschen gibt, die antirassistische Arbeit wirklich verstehen! Ich glaube, das ist zum Teil der Grund, warum ich keine Partnerin finden konnte. Ich erinnere mich, dass eine Mitorganisatorin mir sagte, dass ich eigentlich *nicht* so gut in der Öffentlichkeit sprechen können sollte, wie ich es aber nun mal konnte. Oder eine andere sagte mir, ich müsse dieses und jenes tun, weil sie es halt so wollte, und als ich entgegnete: Nein, ich muss gar nichts, bestand sie darauf. Ihrer Ansicht nach sollte man eben in dieser oder jener Position sein. Leute teilen Menschen in Kategorien ein, und wenn man das tut, endet das in einem furchtbaren Schlamassel. Man kommt da nicht mehr raus, weil diese Grundeinstellung bei allen Interaktionen an die Oberfläche kommt. So habe ich gelernt, dass ich mit diesen Menschen zwar immer noch befreundet sein konnte, aber ich akzeptierte dieses Verhalten nicht; ich musste vorsichtig sein und es schränkte die Freundschaft ein. Es war einfach abtörnend. Ich musste jemanden finden, die mich nicht abstempeln würde, sprich, mich als das Andere markiert, der meine Interessen wirklich am Herzen lagen. In gewisser Weise müssen Partner*innen bereit sein, einen Teil von sich selbst zu geben, einen Teil ihres Lebens.

Du warst irgendwie anders, du warst politisch interessiert und dir vieler Dinge bewusst. Du hattest Freund*innen und Kolleg*innen, die Schwarze und Indigene waren. Du hast die Menschen nicht in Bezug auf ihre Herkunft oder Klasse kategorisiert. Du hattest viel aktivistische Arbeit geleistet und viele dieser wichtigen Themen angesprochen. Ich sage oft zu Leuten in der Antirassismuserbeit: »Stell dir vor, die Liebe deines Lebens taucht auf, und du bist nicht bereit, ihr wirklich zu begegnen. Sollte das nicht die beste Motivation sein, Rassismus zu verlernen?«

Ich teste jede/jeden. Ich meine, ich habe nicht Test 1, Test 2 ..., aber ich warte ab, sehe was passiert. Es dauert seine Zeit, bis ich sage: Das ist eine Beziehung, eine Freundschaft. Die anderen Frauen, mit denen ich zusammen war, waren auch nett, aber wir waren nicht auf der gleichen Wellenlänge. Manchmal lag es auch daran, dass es mir an Verständnis gemangelt hat. Ich hatte zum Beispiel eine Freundin, die Gewalt durch Männer erlebt hatte. Mit ihr hatte ich eine meiner ersten sexuellen Erfahrungen, und sie hat das angesprochen, und ich habe nicht gut reagiert. Das war für mich damals viel zu kompliziert und schwierig. Also war sie verletzt. Es war wirklich traurig. Als wir

beide, du und ich, uns mit Anfang 30 kennenlernten, hatten wir einfach schon einen Umgang mit vielen dieser Dinge wie Rassismus oder Gewalt gegen Frauen.

Aber zurück ins Jahr 1988: *Farbe bekennen* hatte mir die Einladung nach Montreal eingebracht, und ich landete in dieser Bohème-Wohnung mit einem Haufen verrückter Frauen ... Eine war Deutsche und eine Kanadierin, eine Rothaarige mit spitzer Nase – das warst du! Wir hatten dieses lesbische Kulturding am Laufen. Du hattest diese sexpositiven, humorvollen Gedichte geschrieben. Deine damalige Freundin war so stolz auf deine tollen Gedichte. Du hast den ganzen Tag über Frauenkörper und Sex gesprochen, das war beeindruckend! »Alle Frauen sollten wissen, wie sie darüber sprechen können, was sie wollen, und wo sie was fühlen.« Du sagtest, es sei so gemein, dass uns das nicht über uns selbst beigebracht wird. Du hast alle möglichen Wörter benutzt wie Vulvalippen, Muschi, Möse und was nicht alles. Ich war nicht in den sexpositiven Kreisen Berlins unterwegs und hätte wahrscheinlich nicht Kontakt mit dir aufgenommen, wenn ich gewusst hätte, dass du nonstop über Sex reden würdest! Es war einfach Schicksal, das uns zusammengeführt hat. So etwas kann man nicht erzwingen. Es hat einfach gepasst. Ein, zwei Tage hatte ich rote Ohren und dann habe ich mich an dein Reden gewöhnt und mich in die Unterhaltung eingeklinkt!

Carolyn: 1988 war das wirklich der Höhepunkt meiner Karriere als »Susie Sexpert des Nordens«, wie mich einige Leute damals nannten. Ich hatte ein so schwieriges Coming-out voller Selbsthass und Verdrängung gehabt. Meine erste Geliebte war ein ganzes Stück älter als ich und vor mir hetero gewesen, und für sie war Sex etwas wie Musik oder Mathe – entweder hattest du ein Talent dafür oder nicht, warst eine gute Liebhaberin oder eine schlechte, und dazwischen gab es nichts. Natürlich wurde nicht darüber geredet, wir machten einfach drauflos. Ich glaube nicht, dass sie sich vorstellen konnte, was lesbischer Sex sein kann. Wir sind damit jedenfalls nicht sehr weit gekommen. Sie redete viel darüber, wie toll der Sex mit ihren männlichen Liebhabern gewesen war. Das gab mir ein mieses Gefühl. Mit der nächsten Geliebten wollte ich es besser machen. Ich sagte: »Zeig mir, was du magst!« Und sie zeigte es mir. Wir hatten buchstäblich Unterricht! Deshalb hat eines meiner Gedichte in meinem Gedichtband *Lesbians Ignited* eine Szene, in der wir uns gegenseitig zeigen,

auf was wir abfahren – auf einem Campingplatz! (In Kanada gibt es viel Platz und nicht so viele Menschen.) Ich las damals Bücher wie *Our Bodies Ourselves* oder *Sapphisty* oder Zeitschriften wie *On Our Backs*. Ich war so wütend, dass mir ein so mieses Selbstgefühl so lange suggeriert worden war. Ich wollte anderen Lesben ersparen, was ich durchmachen musste, also habe ich die verlorene Zeit nachgeholt. An diesem Punkt war ich, als du mich 88 getroffen hast.

Katharina: Der Punkt ist, dass die Erfahrung eine individuelle ist, aber es kursierten so viele Mythen und Verallgemeinerungen darüber, was weibliche Sexualität und lesbischer Sex ist, dass viele von uns verwirrt waren. Und nicht sonderlich gut informiert.

Carolyn: Ein gutes Beispiel war 1987 auf dem Michigan Women's Music Festival. Ich entdeckte einen Workshop mit dem Titel: »Weibliche Ejakulation« und sagte zu mir selbst: Was!? Das gibt es?! Also ging ich zu diesem Workshop, und da saßen 30 meist lesbische Frauen herum und redeten über die weibliche Ejakulation und erklärten, was das ist und wie eine das macht. Dass das total verbreitet ist, war mir völlig neu. Viele Frauen ejakulieren und wissen es nicht einmal. Ich war schockiert, dass man uns dieses Wissen vorenthalten hatte. Also habe ich ein Gedicht darüber geschrieben: *At the Female Ejaculation Workshop*. Als ich diese Dinge herausfand, wollte ich sie der ganzen Welt erzählen! Nun ja, zumindest der lesbischen Welt. Das war meine Motivation. Als du nach Montreal kamst, habe ich das nicht für dich inszeniert!

Katharina: Ich weiß, dass du das nicht getan hast. Du warst authentisch! Niemand konnte dich aufhalten! Es waren einfach auch diese Zeiten, in denen Frauen sich entdeckt haben. Weißt du noch, wie du mit mir in dieses Kabarett in Montreal gegangen bist, und plötzlich war da eine Vulva, so groß wie ein ganzer Mensch?

Carolyn: Oh ja! Das war Shawna Dempsey, »Die sprechende Vulva«.

Katharina: Sie trug einen rosa Ganzkörperanzug in Form einer Vulva.

Carolyn: Und ihr Gesicht war die Klitoris!

Katharina: Das war so cool. Ihre Show war wie eine Rap-Performance, die alle Körperteile benennt und zeigt, wo sie berührt werden wollen. Sie hat all die Dinge auf den Punkt gebracht, über die du gesprochen hast.

Carolyn: Und das Lustige ist: Ich wusste nicht einmal, dass sie auftritt! Es war totaler Zufall. Ich wollte eigentlich nur, dass du etwas vom Nachtleben in Montreal mitbekommst. Aber »Die sprechende Vulva« hat mich wohl viel normaler erscheinen lassen!

Katharina: Ihr in Kanada wart uns in Deutschland ein paar Jahre voraus.

Carolyn: So etwas wie »Die sprechende Vulva« gab es damals in Deutschland noch nicht?

Katharina: Nicht wirklich. Wenn lesbischer Sex in der Öffentlichkeit diskutiert wurde, dann meist im Zusammenhang mit SM oder Prostitution. Aber Sex ohne Inhalt war für uns tabu. Mir hat gefallen, dass du explizit über Sex gesprochen hast und das mit Humor und Respekt für weibliche Körper. Als dann die Berliner Lesbenwoche 1991 das Thema »Lesbischer Sex im Jahr 2000« hatte, da habe ich sofort an dich und deine Gedichte gedacht.

Carolyn: Ich erinnere mich, dass vorne auf dem Programmheft der Lesbenwoche ein Comic mit einer masturbierenden Lesbe war!

Katharina: Ich war auf der Suche nach einer neuen Freundin, also bin ich zur Orga-Gruppe der Lesbenwoche gegangen und habe mich da engagiert. Also ich bin nicht dahin, um dort eine Freundin zu finden! Aber wenn du Single bist, bringst du dich tendenziell eher in Dinge ein, die einen interessieren und dann schaust du, ob du in diese Gruppe reinpasst. Es war nicht meine Absicht, da eine große Rolle zu übernehmen. Ich war an der Universität und habe studiert und hatte nicht viel Zeit. Doch dann habe ich mich an der Einladung eines Gastes aus Übersee beteiligt.

Carolyn: Du hast der Orga-Gruppe gesagt, dass du jemanden in Kanada kennst, die ununterbrochen über Sex spricht.

Katharina: Genau.

Carolyn: Woher wusstest du denn, dass das drei Jahre später immer noch stimmt?

Katharina: Ich hatte keine Ahnung, dass du damit aufgehört hattest! Woher sollte ich das wissen?

Carolyn: Das kann eine ja nicht jahrelang machen! Und während du dachtest, dass ihr eine Sexpertin importiert, hatte ich mich anderen Themen zugewandt.

Katharina: 1988 warst du jedenfalls nicht zu stoppen! Aber zum Glück gab es ja deine Gedichte und die waren sehr hilfreich. Du hast den Frauen hier wirklich geholfen, über Sex zu reden.

Carolyn: Ich muss über 100 Lesungen in ganz Deutschland mit denselben 16 Sex-Gedichten gegeben haben. Es waren die einzigen, die übersetzt waren.

Katharina: Ich bin so froh, dass du noch das »alte« West-Berlin erlebt hast. Nicht lange nach dem Fall der Mauer hat sich ja alles geändert.

Carolyn: Ja, ich erinnere mich, dass ich nach Kanada zurückkehrte und nur davon schwärmte, was ich hier alles erlebt hatte. Ich hielt einen Vortrag am Simone-de-Beauvoir-Institut in Montreal und habe begeistert berichtet: von einer kompletten »Lesbenwoche« mit Workshops, Musik und Kultur, einer Lesbenfilmwoche, und dem Lesbenarchiv – wir hatten damals keines in Kanada. Ich erzählte von den beiden Frauenbuchläden, Lilith und Labrys; dann all diese Frauenräume wie *Begine*, *Araquin*, die *Schokofabrik*, und all die Bars. Ich glaube, du warst mit mir im *Die 2* und im *Lipstick*. Und es gab staatliche Unterstützung für lesbische Kultur – ich bekam 400 D-Mark für eine Lesung lesbischer Sexgedichte vom Berliner Senat! Ich fühlte mich wie auf einer Reise ins lesbische Paradies. Dann waren da noch die Dinge, die in Deutschland so ganz anders sind, wie die Leichtigkeit im Umgang mit Nacktheit. Erinnerst du dich an das Nacktschwimmen mit Andrea und Greta am Wannsee? Oder als wir ins Hamam in der *Schokofabrik* gegangen sind und dort mit Freundinnen übernachtet haben?

Katharina: Das war normal.

Carolyn: Auf jeden Fall, in Kanada war es nicht üblich! Kanadier sind bis heute sehr verklemmt, was Nacktheit angeht. Ich muss sagen, eines meiner seltsamsten Erlebnisse in Deutschland war ganz am Anfang, noch bevor wir zusammengekommen waren. Du hattest mich zu einem Treffen der Lesbianwoche mitgenommen und mich als den ausländischen Gast vorgestellt. Ich sprach kein Wort Deutsch – wobei das eigentlich nicht ganz stimmt, ich hatte eine deutsche Freundin in Kanada gebeten, mir etwas beizubringen, und deshalb konnte ich »Schwarzwälder Kirschtorte mit Schlagsahne« bestellen. Das war alles, was ich auf Deutsch sagen konnte, als ich herkam! Jedenfalls saßen alle diese Lesben um einen Tisch im *RuT*. Du hattest irgendwas zu tun und hast mich mit ihnen allein gelassen. Ich habe dann versucht, in meiner freundlichen kanadischen Ostküsten-Art ein Gespräch anzufangen, und zwar zwei oder drei Mal! Es war schlicht nicht möglich! Die wollten einfach nicht mit mir reden.

Katharina: Ja, ja ... »Mein Englisch ist nicht gut genug ... Ich kenne dich nicht.«

Carolyn: Das war nicht zu glauben! Sie waren zu viert oder zu fünf, und ich habe jeden Trick ausprobiert, den eine Kanadierin draufhat. Und dann saß ich einfach da und musste schweigen. Das war eine Qual für mich!

Katharina: Das war doch eine gute Erfahrung für dich, dass Nicht-Reden auch eine Option ist. Es war jedenfalls eine tolle Zeit des Lernens. Wir waren jung! Und wir haben alles ausprobiert. Das würden wir heute so nicht mehr machen.

Carolyn: Ich war 31, als ich nach Berlin kam. Das ist wirklich ein interessantes Alter, weil man noch nicht alt, aber auch nicht mehr jung ist.

Katharina: Ja, in dem Alter erreichst du deine wahre Stärke. Überleg mal, wenn du heute jung und lesbisch bist – wo triffst du Leute, um Dinge auszuprobieren?

Carolyn: Im Internet?

Katharina: Ich glaube, ich würde verrückt werden, wenn ich dafür das Internet nutzen müsste! Wir haben das alles in echt gemacht, direkt hier im kopfsteingepflasterten Kreuzberg.

* * *

Beim Workshop zur weiblichen Ejakulation

Carolyn Gammon

NUN, WARUM ZUM TEUFEL NICHT?

Natürlich können wir ejakulieren
oder spritzen, oder sprudeln, oder gegen die Wand platschen
oder spontane urethrale Eruptionen ausstoßen
Wie auch immer Sie es nennen wollen
Natürlich können wir das

Nur weil es jahrelang, Jahrhunderte,
besser gesagt, Jahrtausende
totgeschwiegen wurde
Nur weil Hirschfeld und Co. es ignorierte,
Kinsey es leugnete und Masters sagte, dass es nicht so ist
heißt es nicht, dass wir es nicht tun

Wir sitzen also um einen Baum in Michigan
etwa fünfzig Lesben

und die Workshopleiterin fragt ...
»Wie viele von euch ejakulieren?«

Hände schießen in die Höhe
mehr als die Hälfte

Wie schmeckt es, riecht es, sieht es aus, fühlt es sich an?
Und wie viel und wie oft und wie?

Mehr Hände schießen in die Höhe

»Zuerst war es mit meinem Mann
Ich habe mich geschämt das Bett nass zu machen
und er mochte es nicht
Also habe ich es zwanzig Jahre lang zurückgehalten
zwanzig Jahre lang kein Orgasmus
Jetzt habe ich eine Geliebte – sie liebt es!
und ich komme jedes Mal
das Bett wird nass, jedes Mal«

»Ich sag Euch was!«
sagt eine andere
»Ich dachte, ich hätte schon viel gesehen
Ich dachte, ich hätte den Durchblick
aber wenn dieses Geliebte mich vollspritzt
Sag ich zu mir selbst
soll ich es ignorieren? höflich sein?
Soll ich es trinken?
Was soll ich tun?«

- Meine Süße hat mir es beigebracht.
- Ich entdeckte es beim Masturbieren
- Ich brauche die Finger an meinem G-Punkt,
ihr wisst schon, reingreifen und hoch
- Es braucht eine Menge Druck
- Es braucht ein bisschen
- Einmal ist es mir rausgeschossen nur durch Brustwarzenstimulation
- Du musst das Zwerchfell nach unten drücken

- Ich empfehle die Gummilaken mit Flanellbezug von Lidl
 - Es ist durchsichtig
 - Es schmeckt nach nichts
 - Es ändert seinen Geschmack im Laufe des Monats
 - Es ist kein Urin
 - Und was, wenn doch?
 - Einmal schoss es quer über das Bett ... und ich meine der Länge nach
 - Ich liebe es, wenn es an meinem Arm runterläuft
- Das macht mich richtig an.

Ich sitze da
lesbisch geboren, 1959
in Fredericton, New Brunswick, Kanada
und lausche der vielleicht zehntausendjährigen,
verborgenen, lesbischen Geschichte
und frage mich, WARUM, WARUM, WARUM
war es so wichtig, das alles zu verschweigen?

Dann eine Stimme aus der hintersten Reihe

»Ich überlege ...
vielleicht ist es ein Überbleibsel
aus einer Zeit als Frauen
sich untereinander fortpflanzen konnten
Vielleicht, wenn wir daran arbeiten ...«

Es wurde still unter dem Baum in Michigan

und ich ging nach Hause
um daran zu arbeiten.

